Wien, den 16. 1. 1934.

Sehr geehrter, lieber Herr Professor!

Für die freundliche Zusendung der 5. Nummer der „Theologischen Existenz heute“ habe ich Ihnen noch meinen herzlichsten Dank zu sagen. Wenn ich auch regelmäßig von München aus mit den neuesten Erscheinungen bedacht werde, so habe ich mich doch ganz besonders gefreut, dass Sie in Ihrer viel beanspruchten Zeit sogar meiner einmal gedacht haben. Es ist ermunternd für mich und tröstlich zugleich, zumal wo ich hier in Wien auf einen so einsamen und verlassenen Posten gestellt bin. Wie es zu dieser Isolierung gekommen ist, das weiß ich selber nicht mehr genau; plötzlich war sie da und konnte nicht mehr geleugnet werden. Dabei habe ich mich gewiss nicht von vornherein verschlossen, sondern den aufrichtigen Willen gehabt, hinzuhören auf das, was ein anderer zu sagen hat, – wie sollte es auch anders sein können! –, indem ich die jeweilige Begegnung ernstzunehmen versuchte. Das war nicht immer ganz ohne Versuchung für mich, da der andere ja auch mit dem Gewicht theologischer Existenz auftrat und auch mit allerlei Dingen zu spielen wusste, die die Eindeutigkeit seiner Rede immer wieder fraglich erscheinen ließen. Auf die Dauer ließ es sich aber dann nicht verheimlichen, dass hinter dem beständig gegen mich erhobenen Vorwurf, bei meiner Theologie und bei meiner Predigtweise bleibe das praktische Moment zu wenig berücksichtigt – ein Vorwurf, dessen gewisses Recht ich ja auch gewiss nicht bestreiten kann –, sich eine Theologie verborgen hielt, vor der einem angst und bange werden kann. Ich möchte nur ein Beispiel nennen: Noch nie ist mir das, was wir in der Sommer-Sozietät im Anschluss an den willkürlichen Gebrauch der biblischen Texte im Missale Romanum bei der Frage nach dem Schriftprinzip als Prinzip miteinander besprochen, in seiner ganzen Problematik so deutlich geworden wie hier, da ich die Auswahl und Behandlung der Texte seitens der [illegible] Pfarrer beobachten konnte. Und was dann alles zum Gegenstand einer Predigt gemacht werden kann, das spottet jeder Beschreibung. Ich habe mir am Neujahrstag eine Predigt im Stephansdom angehört, in der üblichen katholischen Zweiteilung von dogmatischer Belehrung und sittlicher Ermahnung, aber irgendwie war es viel [illegible], kirchlicher, liturgischer (mit keinem Wort wurde des Neujahrsfestes gedacht).

Was aber die Lage der evangelischen Kirche so hoffnungslos macht hier in Österreich, ist neben einer [illegible] Unbekümmertheit im kirchlichen Reden und Denken noch ein Umstand, der im Laufe ihrer besonderen Geschichte seit dem Toleranzedikt Josephs II. 1781 allmählich gewachsen ist und sich immer mehr verfestigt hat: die unglückselige Vermischung von Kirchlichkeit und Staatslegalität, von Protestantismus und Deutschtum, kirchlicher Liturgik und nationaler Apologetik – ganz im Sinne eines deutsch-christlichen Denkens und doch [illegible] ihm, insofern man die Frage nach ihrer Gestaltung und geschichtlichen Notwendigkeit nicht unberücksichtigt lassen will. Die Wurzeln dieser Auffassung liegen im Josephinismus mit seiner Hypothese von dem Nützlich-

KBA 9334.87

Kritikwort der Kirche für den Staat, die die Kirche in ungebrochener Ehe geradezu auszuführen suchte, wie dann jenen, der dann in schrankenloser Kritiklosigkeit vom Gustav-Adolf-Verein und vom Evangelischen Bund unterstützt, bejaht und vertieft wurde bis zu dem bekannten deutsch-protestantischen Pathos einer feinen Gesinnungsreligion. Diese Vereine haben geradezu verheerend hier in Österreich gewirkt, wie ich es aus persönlicher Erfahrung und Beobachtungen weiß. Eine Reform der hiesigen evangelischen Kirche hätte zu beginnen mit einem eindeutigen Nein gegenüber diesen Vereinen und der von ihnen getragenen Theologie, damit hätte man zugleich die hier landläufig vertretene, liberal-positive Theologie mitten ins Herz getroffen.

Ich habe freilich derartige Reformgelüste bisher nie ernsthaft erwogen und genährt, ich habe nur ganz schlicht innerhalb dieser Kirche den mir aufgetragenen Dienst auszuführen gesucht und habe vollauf damit zu tun gehabt. Ob eine Reform jetzt und überhaupt notwendig ist, ob nicht der Schaden viel tiefer und ursprünglicher in der Problematik des kirchlichen Amtes überhaupt liegt, so daß darauf allein das Augenmerk zu richten wäre, und ob nicht darum eine Reform tunlichst unterbleibe, das wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht könnte sie aber gerade um dieser Problematik willen unternommen werden müssen, um sie wieder deutlich werden zu lassen, um ihr unter Furcht und Zittern in der ganzen Not und Verheißung des kirchlichen Auftrags wieder offen ins Angesicht zu sehen, wissend um die Sündigkeit menschlichen Tuns, wissend aber auch um das Gebot des Herrn? Wenn ich mich damals in einem Brief an den Schriftleiter des Evangelischen Pressedienstes in Österreich gewandt habe (eine Abschrift erlaube ich mir beizulegen), so wollte ich mich gleichzeitig damit gegen die „Unansprechbarkeit", die Ziellosigkeit und unkritische Dunkelheit der hier üblichen theologischen Haltung aufgelehnt haben. Über die Zeitgemäßheit meines Briefes (er hätte allerdings grundsätzlicher und umfassender gefaßt werden müssen) glaube ich mich nicht im Unklaren zu lassen. Wenn ich es dennoch wagte, ihn abzuschicken und auch Ihnen zuzusenden, so glaubte ich es gerade aus der hier gegebenen Notwendigkeit einer kirchlichen Opposition heraus tun zu sollen.

Sehr lebhaft interessierte mich Ihre Antwort an den brasilianischen Pfarrer, obwohl ich gerade dazu einiges zu fragen hätte. Vielleicht auch nur darum, weil hier die Situation wesentlich schwieriger zu sein scheint, als es in Brasilien angezeigt ist, insofern als die Erhaltung des Deutschtums wesentlich auch ein Anderes bedingen würde als deutschen Sprach-, Musik- und Geschichtsunterricht, sondern zugleich auch eine ‚Aufnahme' deutscher Sitte und deutscher Kultur, deutschen Wesens und deutschen Volkstums, von Werten, deren Verneinung zugleich ihre Preisgabe bedeuten müßte, deren Bejahung aber einer Gefährdung des Evangeliums gleichkäme. Hier kann doch das pecca fortiter unmöglich Anwendung finden. So sehr auch das ‚Deutschtum' um des Evangeliums willen nicht fallen gelassen werden kann und darf, so sehr muß doch auch immer wieder eine nüchterne, entideologisierte Betrachtung dessen, was ‚Deutschtum' heißt, gefordert werden können. Es könnte aber sein, daß man – auch um des Deutschtums willen – energisch Front zu machen hätte gegen das Pathos gewisser deutsch-protestantischer Kreise, selbst auf die Gefahr hin, sich dabei gegen das „Deutschtum" zu wenden.

Ich habe Sie jedoch schon viel zu lange gestört. Vielleicht darf ich im kommenden Frühjahr auf meiner Heimreise Ihnen einen Besuch machen, wenn Sie nicht verreist sein sollten? Die Nähe Gollwitzers ist für mich sehr tröstlich. Er wird mich am kommenden Freitag wieder einmal aufsuchen.

In aufrichtiger Dankbarkeit

Ihr ergebener Fritz Zerbst.